

Was ist männlich? Der Feminismus hat die Kritik an Geschlechterrollen nicht nur für Frauen erfunden. Jetzt steigen Männer richtig ein

„Na, biste am Händchenhalten?“

Fragen an den britischen Autor JJ Bola, der eine einfache Empfehlung hat: „Sei kein Mann“

INTERVIEW: JONATHAN FISCHER

In Zeiten von Trump, „Me Too“ und der von männlichen Machtfantasien getriebenen Attentäter wird der Begriff „Männlichkeit“ oft mit Adjektiven wie „toxisch“, „fragil“ und „überholt“ verbunden. Das verunsichert viele Männer. Der in London lebende Autor und Sozialarbeiter JJ Bola flüchtete im Alter von sechs Jahren mit seiner Familie aus dem Kongo, wuchs in Tottenham auf, studierte Psychologie und Kreatives Schreiben. In seinem Buch „Sei kein Mann“ untersucht er, wie Männer alte, von populären Mythen gespeiste Formen der „Männlichkeit“ verlernen können.

SZ: Herr Bola, Jahrzehnte des Feminismus haben alte Männerklischees längst aufgeweicht, denkt man. Warum sie jetzt noch einmal ins Gespräch bringen?

JJ Bola: Der feministische Diskurs hat Erfolge für Frauen gezeitigt, das zeigt schon das öffentliche Interesse an der „Me Too“-Debatte. Wir müssen aber einmal darüber sprechen, dass Männer nicht nur Täter, sondern selbst auch Opfer ihrer Selbstbilder sind. Wenn man ihnen die

„Ich durfte nicht nur keine Rührung zeigen. Es war auch unmöglich, mich zu entschuldigen.“

alten Rollen nimmt und keine neuen anbietet, dann bleibt vor allem Verunsicherung, Wut, Leiden. Ich arbeite seit vielen Jahren in London in der Sozialarbeit für Männer mit psychischen Problemen. Da erlebe ich, dass wir Männer viel verletzlicher sind, als wir zugeben. Unsere Selbstbilder verursachen enormes Leiden.

In welcher Hinsicht?

Schauen Sie, wie viele Männer unter seelischen Krankheiten leiden. Männer werden mit größerer Wahrscheinlichkeit als Frauen obdachlos, drogenabhängig, gewalttätig oder bringen sich um. Das alles, weil sie es nicht schaffen, ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Weil sie glauben, keine Schwäche zeigen zu dürfen. Weil sie in ein Bild passen wollen. Ich habe als Jugendlicher auch den Sonnyboy gegeben und mir um keinen Preis anmerken lassen, unter welchen inneren Qualen ich litt.

Sie haben eine Rolle gespielt?

Pausenlos. Das kostete eine Menge Kraft. Dabei war ich ein sportlicher Typ, spielte Basketball in der nationalen Liga, und

wusste, welche Codes ich zu benutzen hatte, um den Respekt der anderen in meinem Brennpunktviertel zu gewinnen. Ich hatte keine Ahnung, dass Männlichkeit in verschiedenen Kulturen und Kontexten ganz anders aussehen könnte.

Sie beschreiben in Ihrem Buch, wie kongolesische Freunde Ihr Rollenbild ins Wanken brachten.

Eine Gruppe älterer Männer aus unserer Kirchengruppe hatte mich eingeladen, mit ihnen essen zu gehen. Ich freute mich, bis wir in die Hauptstraße in Tottenham einbogen, wo ich sonst mit Jugendlichen aus einem komplett anderen Umfeld abhing. Ich hatte wie immer Hoodie, Sporthose und Nike-Air-Force-1-Schuhe an. Meine Begleiter aber waren nach kongolesischer Mode in exzentrische Designs gekleidet und zogen durch laute Gespräche und Gelächter Aufmerksamkeit auf uns. Was für mich noch schlimmer war: Wir gingen in Zweierpaaren, wie das unter kongolesischen Männern üblich ist, Hand in Hand. Ich bemerkte, wie einige Jugendliche aus der Siedlung uns musterten. Einer rief in meine Richtung: „Na, biste am Händchenhalten?“ Es war, als ob sich in diesem Moment all der Respekt, den ich mir als großer, muskulöser Mann verdient hatte, in Luft auflöste.

Wie würden Sie heute reagieren?

Ich muss meine Männlichkeit nicht mehr vor anderen Männern beweisen. Aber es gehört gerade als Jugendlicher ein enormes Selbstbewusstsein dazu. Auch ich war in dem Glauben aufgewachsen, dass ein bestimmtes Verhalten für heterosexuelle Männer tabu sei. Mein Ideal war der coole Macker. Ich durfte nicht nur keine Rührung zeigen. Es war auch unmöglich, mich zu entschuldigen, selbst wenn ich wusste, dass ich einen Fehler gemacht habe. Erstaunlich, denn ich war von meinen Eltern überhaupt nicht so erzogen worden.

Sie haben dann aber doch Strategien entwickelt, um mit Ihren weichen Anteilen klarzukommen.

Ich dachte, als Mann mussst du das alles mit dir selbst ausmachen. Da war es meine Rettung, Tagebuch zu schreiben. Und dadurch meine Gefühle zu verstehen.

Inzwischen haben Sie auch drei Lyrikbände veröffentlicht.

Eine Art, mich zu zeigen. Bei Lesungen kamen anschließend Männer zu mir und bedankten sich: Du hast ausgedrückt, wie wir uns fühlen. Aber auch als Basketballspieler kannte ich diese Männergespräche.

Ist der Leistungssport denn nicht die Arena für Machogehabe schlechthin?



Setzt sich für eine diversere Welt ein: der Schriftsteller und Sozialarbeiter JJ Bola.

FOTO: HANSER VERLAG

Im Gegenteil: Weil wir uns da gegenseitig nichts beweisen mussten, schien oft eine sensible Seite durch. Man braucht als junger Mann auch Vorbilder außerhalb der eigenen vier Wände.

Sie schreiben, dass Männlichkeit an vielen Orten vielschichtiger gelebt wird als in unserer Kultur. Haben Sie da von Ihrer Migrationsgeschichte profitiert?

„Da werden Körperbilder propagiert, die bestenfalls Berufssportler hinbekommen.“

In der kongolesischen Kultur gelten tatsächlich andere Männlichkeitsideale: Es ist selbstverständlich, dass Jungs ihre Kleider waschen, flicken und alles dafür tun, ordentlich auszusehen. Gepflegte Mode gehört dazu. Du hast als Mann auch Kochen und viele der Haushaltsarbeiten gelernt, die anderswo als Frauensache gelten.

Auch die Sexualität ist ja bei uns ein vermintes Thema.

Die Idee des „dominanten Mannes“ habe ich immer wieder als Hindernis für wahre Nähe erlebt. Viele Männer erlauben sich nur über Sex eine gewisse Intimität zu erleben. Warum aber gilt ein Mann als schwach, wenn er gerade nicht auf Sex steht? Warum darf er nicht andere Arten der Verbindung eingehen? Wir Männer haben da eine toxische, fast pornografische Erwartung an uns selbst.

Ist die Angst vor Nähe nicht noch größer, wenn es um Intimität zwischen Männern geht?

Der Gruppenzwang ist da gewaltig. Oft hängen junge Männer, die sich Komplimente machen, zur Sicherheit an: „Ist jetzt nicht schwul gemeint.“ Ständig diese Angst: Wer bin ich, wenn ich mit meinen femininen Anteilen in Berührung komme? Diese Unsicherheit hat zusammen mit dem Einfluss der Religion zur Verfolgung von schwulen oder Bi-Männern beigetragen.

Und auch die sozialen Medien bombardieren uns mit Männlichkeitsidealen.

Das weckt besonders bei meinen jüngeren Klienten riesige Erwartungen und Ängste. Auch was das Äußere betrifft. Da werden Körperbilder propagiert, die bestenfalls Berufssportler hinbekommen. Das ist Gift für das Selbstbewusstsein. Bei vielen Männern, die sowieso schon Probleme mit sich haben, verstärken sie das Leiden.

Gibt es einen Unterschied, wie Sie als schwarzer Mann – im Gegensatz zu Weißen – solchen Stereotypen begegnen?

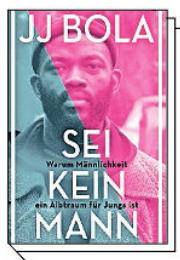
Schwarze Männer werden in westlichen Medien oft als wütend und sexuell getrieben dargestellt – ein Bild, das so gar nicht in die kongolesische Kultur passt, aus der meine Familie kommt. Gangsta Rap ist ein Teil des Problems. Aber auch populäre Figuren aus Mafiafilmen, die manche jungen Männer als Vorbilder für ihr Beziehungsverhalten missverstehen. Die Mainstreamkultur verkauft männliche Gewalt. Das wäre kein Problem, wenn sie auch Gegenmodelle anbieten würde.

An was denken Sie?

Jazz zum Beispiel ist genauso Teil schwarzer maskuliner Kultur wie Hip-Hop, aber

mit etwas anderen Männlichkeitsidealen. Auch die Sänger im K-Pop mit ihren geschminkten Gesichtern stellen unsere binären Stereotype infrage. Da hat das Internet wieder sein Gutes: Du findest das heute, und niemand muss sich mehr so aussondert fühlen wie früher.

Befürchten Sie nicht, dass der Titel Ihres Buches „Sei kein Mann“ auf verunsicherte Männer abschreckend wirken könnte? Letztlich geht es aber darum, diese „Sei ein Mann“-Nummer als unnötige Quälerei zu entlarven. Warum sich nicht einfach entspannen? Dabei kommt erst die wirkliche Stärke eines Mannes zum Tragen.



JJ Bola: Sei kein Mann. Warum Männlichkeit ein Albtraum für Jungs ist. Aus dem Englischen von Malcolm Ohanwe. Hanserblau, Berlin 2020. 176 Seiten, 18 Euro.

Sanfte Entgiftung

Andrew Smiler macht es sich mit seinem Rollenbild zu einfach

Traditionelle Männlichkeitsideale sind in der Krise: Rechtsextreme Politiker zelebrieren sie unreflektiert, einflussreiche Hollywood-Produzenten missbrauchen sie, misogynen Internet-Subkulturen pervertieren sie. Sie alle stehen für sogenannte toxische Männlichkeit. Gleichzeitig setzt sich aber die Erkenntnis doch immer mehr durch, dass Rollenbilder soziale Konstrukte sind, die sich historisch verändern und kulturell variieren.

Marlboro erfand den rauchenden Cowboy, um den Verkauf anzukurbeln

Der Psychotherapeut Andrew Smiler nennt sich „Amerikas führender Experte für das männliche Ich“. Er ist spezialisiert auf die therapeutische Arbeit mit Männern und hat mehrere Bücher zu dem Thema veröffentlicht. Sein neues Buch „Ist Männlichkeit toxisch?“ erscheint in Deutschland in einer Sachbuchreihe, die sich bewusst polarisierender Themen annimmt: Veganismus, Kapitalismus. Smilers Buch steht da nun für die virulente Debatte um Gender und Männlichkeit. Die findet sich auch im Bücherregal: 2019 legte der Mattes-und-Seitz-Verlag Klaus Theweleits „Männerphantasien“ mehr als 40 Jahre nach der Erstveröffentlichung wieder auf. Ein Epochalwerk, das man als Beginn der Männerforschung in Deutschland sehen kann. Nach JJ Bolas „Sei kein Mann“ (Hanser, siehe Interview) wird in diesem Herbst auch Susanne Kaisers Buch „Politische Männlichkeit: Wie Incels, Fundamentalisten und Autorität für das Patriarchat mobil machen“ bei Suhrkamp erscheinen.

Diese Bücher setzen unterschiedliche Schwerpunkte, und Smilers „Ist Männlichkeit toxisch?“ ließe sich als Art Handbuch lesen, das einen Schritt zurückgeht, einordnet und einen Überblick verschafft. Smiler beleuchtet verschiedene Männlichkeitsideale, von der griechischen Antike über das mittelalterliche Japan bis ins postindustrielle Zeitalter. Zum Beispiel zeigt er, wie der europäische Landadel des 16. und 17. Jahrhunderts den „guten Hirten“ zum Rollenvorbild erhob: Ein Mann,

der für Land, Vieh und Familie sorgt, gute Manieren hat und ein moralisches Vorbild ist. Befeuert von Kapitalismus, Industrialisierung und Urbanisierung, entstand dann die heute gültige westliche Definition von Maskulinität: Smiler nennt sie „Manbox“.

Sie verleite Männer dazu, nach Geld und Macht zu streben, als weiblich konnotierte Verhaltensweisen und starke Gefühle – außer Zorn und Wut – zu meiden. Dieses Rollenbild, so Smiler, verstärkte männliche Gewalt und perpetuierte eine „hegemoniale Männlichkeit“, die dominanten Männern eine höhere soziale Stellung garantierte. Dieses Ideal schade Frauen und anderen Geschlechtsidentitäten, aber auch den Männern selbst: Weltweit sterben sie früher als Frauen, in Deutschland fast fünf Jahre, in Russland zehn. In fast allen Ländern begehen Männer häufiger Suizid als Frauen – Symptome einer toxischen Kultur, die Emotionen verdrängt, anstatt sie zu ergründen; die Mut fordert, ohne Unsicherheit zu akzeptieren. Das männliche Opfer hat im kollektiven Bewusstsein keinen Platz.

Gleichzeitig weist Smiler darauf hin, dass Männlichkeit heute flüider ist, mehrere Modelle nebeneinander existierten, darunter sanftere Varianten wie der feinfühlige New-Age-Mann, der Metrosexuelle, der Softboy, der Rebell oder der Nerd. Vertraten Denker wie Marx, Engels und de Tocqueville im 19. Jahrhundert noch die Zwei-Sphären-Lehre, die den Geschlechtern aufgrund biologischer Unterschiede verschiedene Aufgaben zuwies, geht die Wissenschaft heute eher davon aus, dass Männlichkeit und Weiblichkeit soziale Konstrukte sind, die Gesellschaft und Kultur beeinflussen und umgekehrt.



Andrew Smiler: Ist Männlichkeit toxisch? Große Fragen des 21. Jahrhunderts. Aus dem Englischen von Wiebke Krabbe. Dorling Kindersley, München 2020. 144 Seiten, 12,95 Euro.

So zeigte sich die Feminisierung von Männern hoher Schichten im 18. Jahrhundert beispielsweise in der verspielten Rocaille-Ornamentik des Rokoko. Und in neuerer Zeit konnte man an Werbekampagnen beobachten, wie sich Männerbilder verändern: Lange waren die meisten Marlboro-Konsumenten Frauen – bis die Zigarettensmarke 1954 den Marlboro Man erfand und seine ins Cowboy-Kostüm gegossene Virilität inszenierte.

So weit diese historischen Einsichten reichen, so gewöhnungsbedürftig ist das didaktische Konzept von Smilers Buch: Fünf Schriftgrößen sollen kursorisches Lesen ermöglichen, die größte Schrift in nur 30 Minuten informieren. Je kleiner die Schrift, als desto nachrangig stuft der Autor die Information ein. Was wohl auf die Aufmerksamkeitsspanne des Zielpublikums zugeschnitten sein soll, überfrachtet die mit unzähligen Bildern und lexikalischen Ergänzungen versehenen Seiten aber vollends.

Wären da nur nicht so viele Plattitüden

Obwohl weniger polemisch, als der Buchtitel vermuten lassen mag, macht Smiler es sich in seinen Analysen oft zu einfach, erklärt dafür aber Begriffe wie „sich produzieren“ oder „Hausmann“. Selbst im Fazit verwahrt er sich gegen endgültige Antworten auf die Titelfrage: Zweifelloso wirke sich das heute gültige Männerbild oft negativ aus, allerdings ordneten sich die meisten Männer diesem nicht völlig unter. Was es bräuchte, seien neue Standards für den Durchschnittsmann, verschiedene Idealbilder nebeneinander zuzulassen, ohne zu werten.

Diese differenzierte, unideologische Herangehensweise zeichnet Smilers Buch aber auch aus. Wären da nur nicht so viele umständliche Plattitüden: „Wenn Menschen mit dem jeweils anderen Geschlecht besser vertraut sind, nimmt das Verständnis zu, und durch Fremdheit bedingte Antipathien nehmen ab.“ Gut, dass zumindest das geklärt wäre. **BENJAMIN ANSARI**

Zu laut schreien

Wie ein feministisch gemeinter Roman schiefgehen kann

Es gibt Männer, die „helfen im Haushalt“, posten den Hashtag „#notallmen“ unter Berichten von sexualisierter Gewalt und interessieren sich für Frauenrechte, sobald sie eine Tochter haben. Kein Wunder, dass sich manche radikalfeministische Gruppe nicht auf männliche Solidarität verlässt. „Alle Männer sind Feinde“ war einer der Slogans radikaler Feministinnen der Sechzigerjahre, die US-amerikanische Redstockings-Bewegung erklärte in ihrem Manifest die „male supremacy“ zum Ursprung aller Unterdrückung. Und politische Lesben des Second-wave-Feminismus beschränkten ihre romantischen und sexuellen Verhältnisse aus politischer Überzeugung auf Frauen, um das Diktat der Heterosexualität aus dem Schlafzimmer zu verbannen. Ein Höhepunkt der geschlechts-separatistischen Überzeugung war das „SCUM Manifesto“, in dem Valerie Solanas 1967 eine aus den Ruinen des Patriarchats erwachsende, männerfreie Utopie entwarf.

Auch der spanische Autor Iván Repila scheint der Vorstellung einer dialektischen Überwindung des Patriarchats anzuhängen. In seinem Buch „Der Feminist“ durchläuft der Ich-Erzähler einen feministischen Crashkurs bei seiner Freundin. Vollkommen geflasht von der Omnipräsenz alltäglicher und struktureller Sexismen sucht er nach einem politischen Ausweg. Seine Lösung: Frauen müssen endlich der jahrhundertlang angestauten Wut auf Männer Luft machen. Er zettelt einen Kampf der Geschlechter an, es kommt zur heilsbringenden Revolution. Und der „Feminist“ wird zu einem Oxymoron – einem feministischen Superhelden.

Ein Buch zu männlichem Feminismus könnte gerade zur richtigen Zeit kommen. Nachdem dieses Jahr sogar im deutschen Privattfernsehen die Entertainer Joko und Klaas kostbare Sendezeit dem Thema Misogynie und Gewalt gegen Frauen widmeten, wäre eine literarische Vision zur konkreten feministischen Aktion von Männern ein plausibler Schritt. Der Titel „Der Feminist“ klingt vielversprechend, aber leider demonstriert Repila damit nur, dass außerhalb einer bestimmten Bubble immer noch das Missverständnis besteht, die

Befreiung der Frau bedeute eine Befreiung vom Mann. Weil er dieser Logik verhaftet bleibt, muss sein feministischer Protagonist in letzter Konsequenz an dem Paradox seiner Existenz zu Grunde gehen.

Den meisten Feministinnen geht die Abschaffung des Mannes indes zu weit – und am Thema vorbei. Zu wichtig sind dann doch die Freunde, Söhne, Brüder, geliebten Männer. Die gesellschaftliche Spaltung in unterdrückte Frauen und unterdrückende Männer liegt vielleicht im Trend, zur Geschlechtergerechtigkeit trägt sie aber nichts bei, zumal sie andere, ebenso relevante Hierarchien verdeckt. Die afro-amerikanische Autorin und Feministin

Warum sollten sich schwarze Frauen von schwarzen Männern abenden wollen?

Bell Hooks hat schon 1981 mit ihrem berühmten Buch „Ain't I a woman“ auf die Intersektion von Feminismus und Rassismus hingewiesen: Sie als schwarze Frau sei in dem universalistischen „Frau“ weißer Feministinnen nicht mitgemeint. Und in „Feminist Theory. From Margin to Center“ machte sie 1984 deutlich, dass die Ablehnung des Mannes nicht die Lösung sein konnte: Wieso sollten sich schwarze Frauen von schwarzen Männern abwenden, mit denen sie gegen Jim Crow auf die Straße gegangen waren? Profitiert ein Arbeiter wirklich genauso vom System männlicher Vorherrschaft wie sein reicher Chef? Und lenkt die Konfrontation gegen Männer weiße, privilegierte Frauen nicht von ihrer Verantwortung in einer rassistischen Gesellschaft ab?



Iván Repila: Der Feminist. Roman. Aus dem Spanischen von Matthias Strobel. Suhrkamp, Berlin 2020. 216 Seiten, 16 Euro.

Queeren Identitäten wird die binäre Kampflogik erst recht nicht gerecht. Anstatt also essenzialistisch an einem Konflikt zwischen „dem Mann“ und „der Frau“ festzuhalten, will der neuere Feminismus heute für alle da sein. Er interessiert sich selbstverständlich auch für das cis-männliche Wohlbefinden. Eine ganze Reihe von Büchern der letzten Zeit, wie etwa „Boys don't cry“ von Jack Urwin, legt den Fokus auf die Verletzungen, die ein Zwang zur Männlichkeit hinterlassen kann.

Die Hauptfigur von „Der Feminist“ dagegen entkommt seiner männlichen Sozialisierung nicht. Er streitet mit seinen Verwandten über Feminismus, kommt aber nicht auf die Idee, seine Mutter bei der Sorgearbeit zu entlasten. Stattdessen analysiert er von oben herab: „Doch sie weiß nicht, dass sie betrogen wurde. Dass man ihr eingeredet hat, Mutter und Gattin und Hausfrau zu sein, sei ihr Traum.“ Er hat Begriffe wie „mansplaining“ verinnerlicht, aber hört nicht auf, die Frauen in seinem Umfeld wie ein Marionettenspieler zu behandeln. Er schreckt um seines Namens willen nicht einmal vor frauenfeindlichen Aktionen und Gewalt zurück.

Absurde Wendungen, Übertreibungen und hyperaktives Erzählen legen eine satirische Lesart nahe. Das würde heißen, dass Repila den „Feministen“ als klägliches Mannsbild denunziert, das daran scheitert, seine Überzeugung anders als gewalttätig zu vertreten. Eine pessimistische Haltung, die einen männlichen Feminismus letztlich zur Unmöglichkeit erklärt. Nimmt man Repila hingegen beim Wort, dann entwirft er erst recht keinen Verbündeten, wie ihn Feministinnen gebrauchen könnten. Im Gegenteil, der erbarmungslose Einzelkämpfer, der die Frauen befreit, vereint die klassischen Charakteristika toxischer Superhelden.

Die Frage nach angemessenem Engagement der Männer im Feminismus ist berechtigt, der Hinweis auf Widersprüchlichkeiten auch. Das Dilemma, lautstark für feministische Anliegen eintreten zu wollen, ohne weniger laute Menschen dadurch zu verdrängen, bleibt bestehen. Iván Repila reagiert auf diese Herausforderung mit einem platten Muskelspiel. **NORA NOLL**